

# Geflügelte Stunden.

---

Leben. Kritik. Dichtung.

Von

**Hieronymus Vorn.**

2. Theil:

Diogenes im Tintenfaß.

---

Leipzig.

Johann Friedrich Hartknoch.

1875.

# Diogenes im Tintenfaß.

---

Studien und Essays

von

**Hieronymus Vorn.**

---

Leipzig.

Johann Friedrich Hartknoch.

1875.

Alle Rechte vorbehalten.

## Inhalt.

	Seite
Contemplative Lyrik I. II. . . . .	1
Literarisches Fegefeuer . . . . .	21
Kinderbücher für Erwachsene (Brief an einen Redacteur) .	26
Lucrezia-Borgia . . . . .	32
Das Unwahrscheinliche . . . . .	44
Am Theetisch . . . . .	56
Die Frauen im Kulturkampf . . . . .	67
Französische Mittelalterlichkeit . . . . .	77
Die Moden der Liebe . . . . .	88
König Lear . . . . .	105
Meister Offenbach's Gicht (Aus einem Wiener Tagebuch)	112
Die Sonnenhitze nach dem „Krach“ . . . . .	119
Die Shakespeare-Narren . . . . .	130
Ultramontane Belletristik . . . . .	141
Ein modernes Dornröschen . . . . .	153
Urgeschichtliche Scherze . . . . .	169

## Contemplative Lyrik.

### 1.

Ein zugleich drolliger und beklagenswerther Wahn will die Lyrik auf die drei Gebiete des Frühlings, der Liebe und des Weines beschränken.

Ein mehr lustiger als gläubiger Student der Theologie docirte einst, die Bibel des gesammten Protestantismus bestehe aus drei Büchern oder Hauptabschnitten, welche die Titel führen: „Wein, Weib, Gesang“, und sonst wäre kein Inhalt darin und weiter nichts daran zu studiren.

Kann man einen vergnügten Lebensspruch Luthers als Quelle dieses grotesken oder humoristischen Irrthums anführen, so wäre es schwer nachzuweisen, was den Anstoß dazu gab, den ungeheuren Inhalt der Lyrik, der trotz seiner Unermeßlichkeit sehr einfach und

mit einem einzigen Worte als alles dasjenige, was empfunden werden kann, zu bezeichnen ist, ausschließlich auf das Springen der Knospen, das Springen der Flaschenforke und die in die Augen springende menschliche Schönheit zu beschränken — als wäre hier buchstäblich das „punctum saliens“ der Poesie gefunden.

Aus diesem Wahn allein entsprang wieder der Streit über die Zulässigkeit der politischen Poesie, der religiösen und der contemplativen Lyrik. Die Frage hat nicht mehr Sinn und Weisheit, als etwa die nach der Berechtigung der Sonne, verschiedene Früchte zu reifen; es kommt Alles nur darauf an, ob sie wirklich von der Sonne gereift, oder künstlich hervorgebracht seien, nur von außen den natürlichen ähnlich, aber innerlich werthlos. Ob jenes eigenthümliche Fluidum, jenes verklärende Sonnenlicht, das man lyrische Kunst nennt, dem Stoffe nach an der Dornenhecke oder am Drangenbaume sich bethätige, kann nur für den praktischen Gebrauch einen Unterschied begründen, im Wesentlichen der Wirkung jedoch ist das gleiche Wunder vorhanden: das Weltgeheimniß in seiner ewigen Ferne wird uns nahe gelegt; was unserem Herzen am nächsten zu liegen scheint, rückt in die unermessliche Ferne eines Weltgeheimnisses hinaus.

Wer hat dies nicht schon empfunden, wenn er am schlichtesten Pflänzchen seines Gartens die Wirkungen des Sonnenlaufs beobachtete; wer hat dies nicht schon nachempfunden beim schlichtesten Volkslied aus „des Knaben Wunderhorn“ wie beim erhabensten Gesang aus dem Oberon-Horne unserer berufensten Lyriker? Das Entscheidende war immer, ob das wirkliche Sonnenlicht, ob das Talent vorhanden war; und kann man der Politik, der Religion, der Philosophie die Eigenschaft nicht absprechen, Empfindungen zu erregen, so ist damit diesen Gebieten auch schon jener Organismus zugesprochen, aus welchem heraus die Lyrik ihre Früchte reift. —

Wenn der Indianer, den wir so sehr verachten, nicht weil er Menschen frißt — denn wir thun ja das Gleiche — sondern weil er sich zu diesem erhabenen Zwecke so barbarisch primitiver Mittel bedient, während wir unsere Kultur anbeten, die uns Zündnadeln, Armstrongs und Krupp'schen Gußstahl zum Menschenfressen verleiht, — wenn ein Indianer das durchlöcherte Nasenbein der Geliebten besingt und das Lied ist echter Empfindung voll, so hat er der Poesie Besseres, Erquickenderes, Bleibenderes geleistet, als tausende unserer Goldschnitt-Sänger, welche nie ihre Natur, sondern immer nur ihre Lectüre repro-

duciren, ja vielleicht niemals verliebt gewesen wären, wenn sie niemals von der Liebe hätten sprechen hören.

Die Allherrschaft der Lyrik über alle Stoffe, die nur überhaupt mit Empfindung zu befeelen sind, kann also nicht bezweifelt werden. Wohl aber müßte es Wunder nehmen, wenn die Lyrik nicht gerade in unserer Zeit jene Allherrschaft immer mehr in der Empfindung geltend machte, welche der Anblick des Alls weckt, — mit anderen Worten, wenn die Lyrik nicht immer entschiedener als Weltanschauung sich hörbar machte.

Die Zeiten der Genügsamkeit des Geistes sind dahin. Wenn es jemals möglich war, so ist es doch gewiß heutzutage nicht mehr denkbar, daß Kunst und Poesie Erfolge und Wirkungen erzielten, wenn sie bloß als Nebenbeschäftigung betrieben, oder nach einer beliebigen Anschauung, zu einer Zerstreung, einer Erholung vom Ernst des Lebens gemacht werden. Im Gegentheil, der Ernst des Lebens dringt in nichts intensiver ein als in die Bestrebungen und Ziele der Kunst und Poesie, und was man die Prosa der Alltätigkeit, das Materielle nennt und von der ästhetischen Betrachtung und Behandlung ausgeschlossen glaubt, hat bei seiner in unserer Zeit so erstaunlich zunehmenden Fülle von Noth und Schmerz, Ekel und

Verdruß zwar die eine Seite der Aesthetik, die Schönheit, entschieden aufgegeben, sich aber durch die Fülle der wichtigsten Lebensfragen, durch die vom sogenannten Materiellen bewirkte Erschütterung der Menschheit in ihren innersten Tiefen, durch das Aufwühlen der Kämpfe mit Hölle und Teufel und Gott und Himmel, die andere Seite des Aesthetischen, das Erhabene, um so reichlicher beigelegt.

Ach, es waren schöne Zeiten für den Dilettantismus, als all die Abgründe dieses unseligen Erdenlebens, die uns heute aus jeder hohlen Wange entgegenstarren und in der zufälligen Vertiefung, die der Bäcker in den Laib Brot macht, ihr Symbol zu haben scheinen, so hübsch ausgefüllt und beseitigt waren von Staat und Kirche, Gemeinde und Zunft. Erschöpfend und über alle Möglichkeit des Zweifels hinaus verkündete die hohe Obrigkeit, was man zu thun, der Pastor, was man zu glauben, der Zunftmeister, was man zu arbeiten und der Gemeindebüttel, was man zu bezahlen hatte. Dieser Complex von Dogmen und Gesetzen, Sitten und Gebräuchen war der Atlas, der die Weltkugel sicher auf unerschütterlichen Schultern trug, so daß man sich um ihren Bestand und ihre Ruße nicht weiter zu bekümmern brauchte; mit der Befolgung aller Vorschriften war

die Prosa des Lebens abgethan. Dann erst hüpfte die Poesie hervor und bemächtigte sich dessen, was noch übrig blieb, der Vöglein und der Blümlein, der Nieder und der Nebenstöcke und was drum und dran hängt.

Bedenkliches Zipperlein ist seitdem in die Glieder des alten Atlas gefahren und die Weltentugel beginnt zu schwanken. Dadurch ist man in den weitesten Kreisen, die sich bis dahin unbefangen und naiv um Dergleichen gar nicht kümmerten, aufmerksam gemacht und mit bitterem Zwang genöthigt worden, Beschaffenheit und Bestimmung dieser Erdenkugel etwas näher zu untersuchen. Der Pessimist sucht nach der Riesenpistole, in die er diese Kugel laden könnte, um sie nach dem Himmel zu schießen; der große Jude Rothschild versucht, die Kugel als Bündel auf den Rücken zu nehmen, um damit hausiren zu gehen. Immer und überall aber spürt man das Schwanken, die Ungewißheit, das grauenvolle Elend der Welt, das immer frecher sich entschleiernde Naturgesetz: Friß oder werde gefressen, und die Frage nach dem Grund und Trost dieser Dual, sonst nur ein Ergebnis künstlicher Reflexion des einsamen Denkers und Dichters, mischt sich heute unmittelbar in das Nächste, Wichtigste, den Millionen einzig Erstrebenswerthe: in jeden Bissen Brot.

So bietet die Welt ein Schauspiel, das trotz seiner Traurigkeit und Entsetzlichkeit für die Betrachtung und Empfindung des Dichters die Erhabenheit selbst ist, und kann er überhaupt noch ein Dichter sein, wenn das Schauspiel keine andere Bewegung in ihm hervorruft, als einen Natur-, Wein- und Liebesrausch? Jedes echte Gefühl, wenn auch nur aus jenen drei althergebrachten Gebieten der Lyrik, strebt die ganze Welt zu umfassen: die Welt ist aber nicht mehr ein Name für ein wesenloses All, sondern sie entwickelt einen sehr ernstern zudringlichen Inhalt, der sich in jede Einzelregung mischt. Nichts natürlicher daher, als daß der Leser heute nach der Weltanschauung des Lyrikers fragt. Ist ja dieser selbst gezwungen, die Frage: wie schaust du die Welt an, tausendmal an sich zu richten. Der Dichter ist der empfindende Nerv der Menschheit und in ihm muß zuerst und am deutlichsten zucken, was sie mit Bewußtsein leidet.

Wenn nun auch schwerlich die moderne Lyrik ergreifen wird, die nicht zugleich eigenthümliche Weltanschauung ist, so bezwecken doch diese Bemerkungen nichts weniger als die Lächerlichkeit, der Lyrik eine Vorschrift geben zu wollen, — dem Freiesten und Unberechenbarsten, dem Liede, die Contemplation als

Gesetz aufnöthigen zu wollen. Ja, Apollo und die neun Musen mögen uns gnädiglich davor bewahren, daß wie einst die Politik mit ihren Leitartikeln und Kammerverhandlungen, wie gegenwärtig wieder der Kampf gegen Rom und den Ultramontanismus, so zuletzt auch die Philosophie mit ihrem modernen Pessimismus in die epileptischen Zuckungen des Reimes verfallt! Schauderhaft ist es, sich die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde mit mechanischer Geschicklichkeit metrisch zurecht geschnitten zu denken. Das Schlimmste, was der Pessimismus in der Welt wahrnimmt und was jetzt noch zuweilen die Skepsis einer entgegengesetzten Stimmung zuläßt, wäre plötzlich realisiert, wenn er selbst den Verse-Ausschlag bekäme. Mit Eins wäre sein ganzer Gedankeninhalt zerlegt. Bei dem absoluten Mangel an Ideen, welcher die bloße Modedichtung stets kennzeichnete und sie veranlaßte sich ausschließlich an der Steigerung des Tones Genüge zu thun, würde der Pessimismus in der unglücklichen Gestalt lyrischen Marktbedarfs zwar eigentlich weiter nichts sagen als: „Jeder Tag hat seine Plage.“ Allein nach dem Gesetz der Steigerung hieße es bald: „Jede Stunde hat ihre Wunde,“ und nachdem ein Dichter rasend geschrien hätte: „Jede Minute trieft vom Blute“ — was bliebe dem

Leser übrig als im Hinblick auf die stets sich vervielfältigenden Wiederholungen des Monotonen beistimmend zu bekennen: „Alle Secunden wird man geschunden!“

Die Lyrik hat ebenso wenig zu philosophiren als zu kennegeiern und die contemplative Lyrik ist im Wesentlichen nichts Anderes als das Frühlings- und Liebeslied: der unmittelbare d. h. nicht durch Reflexion vermittelte Ausdruck einer von irgend einem Gegenstande verursachten Empfindung. Je unmittelbarer die Empfindung ist, um so neuer, überraschender, ja erst geschaffen, erscheint dann im Liede der Gegenstand selbst, mag er auch derselbe sein, der schon Adam und Eva beschäftigte.

Was ist Empfindung in diesem Sinne? Das Fühlbarwerden einer Schranke, welche das Herz von der Unendlichkeit trennt und sie ihm gerade dadurch erst zum Bewußtsein bringt.

Das allgemeinste Fühlbarwerden dieser Schranke, die allgemeinste Empfindung ist die Sehnsucht, welche als Hang nach dem Glück oder als Streben nach der Erkenntniß oder als Verlangen nach dem Ideal alles Leben, Denken und Dichten durchzieht. Diese wie jede andere Empfindung wird nur in der echten Lyrik sagbar, gelangt nur in ihr zur inbrünstigen

Verschmelzung des Endlichen mit dem Unendlichen. Die contemplative Lyrik wechselt nicht mit den Bedingungen, mit den nothwendigen Eigenschaften der Lyrik überhaupt, sondern einzig und allein nur mit den Gegenständen, die ihr bisher die gewohnten waren.

Scheint die contemplative Lyrik heute ein Bedürfnis zu sein, so ist sie in Vollendung gegeben nicht minder selten und ein Wunder, als jede Lyrik aus den gedachten Gebieten. Weshalb jedoch, bei unermesslicher Fruchtbarkeit der letztern, verhältnißmäßig nur wenig contemplative Lyrik auftritt, scheint mir noch einer Betrachtung werth zu sein.

2.

Daß contemplative Lyrik nicht die Aufstellung eines philosophischen Systems oder die metrische Bearbeitung eines schon fertigen sein kann, ergiebt sich schon aus der innersten Wesenheit des Lyrischen überhaupt, welche nichts Anderes ist als die Zaubermacht, dem Unausprechlichen, Unendlichen und Unnennbaren, das sich jeder endlichen Gestaltung widersetzt, annähernd eine Form, einen Ausdruck im rhythmischen Worte zu geben. Dabei bewahrt und erhöht das

Unendliche seine unbestimmte Wahrheit für die Empfindung, während es das ganz entgegengesetzte Geschäft der Philosophie oder der Gedanken-Arbeit ist, das Unendliche aufzuheben, indem sie es begreift. Denn Begriffe führen stets auf den Causalverband der wahrnehmbaren und wirklichen Dinge zurück, zu welchem Causalverband auch die Denkgesetze selbst gehören, und indem sie das Unendliche in ihre eigene irdische Gefangenschaft zu bringen versuchen, geht ihr Bestreben dahin, das Unendliche aufzuheben oder es zum Endlichen herabzusetzen. Die begriffene Wahrheit ist wirklich geworden und hat aufgehört, die ewige Wahrheit zu sein, deren Kriterium die Unerreichlichkeit ist. Das Erreichen der ewigen Wahrheit wäre allerdings die Welterlösung, weil die Wahrheit die Wirklichkeit zu Grunde richten würde. Schon die Bedingungen des Erreichens wären ganz andere, als diejenigen, auf denen die Welt besteht; das Erreichen aber müßte der Welt ihre ganze lügenhafte und illusorische Existenz, gegen die sich die Empfindung, die geheimnißvolle Verbindungskette mit dem Ewigen, in jeder Art von Schmerz und Wonne sträubt, fürderhin unmöglich machen. Die contemplative Lyrik ist also nur das begrifflose und folglich unphilosophische Poehen an die Kerkerwand, die uns einschließt

und vom Unendlichen trennt, und je deutlicher, ergreifender das Pochen, um so eher entsteht der Wahn, daß ein fernes, leises, entzückendes Gegenpochen zu vernehmen wäre.

Vom Schmerz ist es selbstverständlich, daß er, physisch und moralisch, ein Sträuben gegen die Existenz der Welt ist und für die Betrachtung nichts Anderes ausdrückt. Dasselbe muß aber auch von der Wonne gesagt werden, welche nach oberflächlichem Ermessen die Uebereinstimmung mit der Welt zu sein scheint. Diese Uebereinstimmung herrscht nur im cannibalischen Wohlsein der fünfhundert Säue vor, von denen der Student in Nuerbachs Keller spricht und die im Grunde mythische Geschöpfe sind, denn den armen Thieren ist es in dieser Welt niemals so wohl geworden wie jener Bestie, die unter Umständen der Mensch hervorkehrt. Jede Sau ist berechtigt, einem Caligula oder Papst Alexander Borgia oder Berliner „Louis“ einen Injurienprozeß anhängig zu machen, wenn sich einer dieser Herren in seinen wohligen Momenten aus angeblicher Selbsterkenntniß mit ihr vergleichen wollte. Wonne im menschlichen Sinne jedoch ist eine unausgesprochene Verneinung des Willens zum Leben. Erhebung ist das Erste, was die Freude bewirkt, Erhebung über die gemeine Wirk-

lichkeit der Dinge. Es ist mehr als eine poetische Ausdeutung, wenn man die Freudenthräne als das unwillkürliche Bekenntniß der Natur ansieht, daß Freude nicht zu der Wirklichkeit der Dinge stimmt oder gehört und schon deshalb wieder ein Schmerz ist.

Dem Natur- und Kunstschönen gegenüber wird die Wonne noch deutlicher zur Wehmuth, die sich bis zur Schwermuth steigern kann.

Das Naturschöne, an der Landschaft bewundert, hat alle Sagen vom verlorenen Paradiese entstehen lassen, von einem idyllischen Frieden, in welchem die Erdenkämpfe schweigen, vom Rousseauschen Naturmenschen, welcher sich der Cultur und mit ihr des eigentlichen Weltlebens begiebt, von einer fernem, wahren Heimath, die nach Umständen hinter die Geburt oder in's Jenseits nach dem Tode gelegt wird. Alle diese wonnevollen Wirkungen des Naturschönen aber drücken die Verneinung der Welt, die Nicht-Uebereinstimmung mit dem Leben aus.

Das Naturschöne, am Weibe bewundert, kann wahrhaftes Schmerzgefühl erregen, wobei von Reiz und Verlangen und der Nicht-Befriedigung von Affekten natürlich ganz abzusehen ist, da es zum Charakter der Schönheit gehört, als solche nur interesseloses Gefallen hervorzurufen. Der Gliederbau und

die Züge eines schönen Weibes und gerade dann, wenn es keinen Pulsschlag irdischer Wollust in unsere Bewunderung mischt, werden in unserer Empfindung einen leisen, aber schneidenden, das Herz tief verletzenden Widerspruch mit dieser Erde. Zunächst können wir uns kein menschliches und besonders kein weibliches Schicksal in dieser Welt denken, harmonisch, edel und schmerzfrei genug, um dem Ausdruck dieser Schönheit völlig adäquat zu sein; ja zuweilen reicht schon hin, was wir vom Charakter dieses Weibes selbst, von seiner Bildung oder seinen Neigungen wissen, ein barbarisches Zerreißen oder Zerstören an dem von ihm repräsentirten Naturschönen zu verüben, der Wonne des Anblicks somit die Verneinung des Lebens nothwendig zu machen. Sodann aber ist classische Frauenschönheit überhaupt der Hinweis auf ein metaphysisches Ziel, das sich in dem Augenblicke, in dem es sich ankündigt, auch versagt, so daß sich die unendliche Sehnsucht danach selbst nicht durch den sinnlichen Besitz völlig erfüllt glauben würde.

Dem Kunstschönen gegenüber bezweifelt Niemand, dessen wonniges Entzücken darüber nicht etwa conventionelles Nachbeten, sondern lebendig gefühlte Wahrheit ist, daß diese Wonne ihn von Welt und Leben abtrennt und in ihrem innersten Kern Trauer

über die Existenz der Wirklichkeit ist. Während wir die eigentliche Schein- und Traumwelt, in der wir leben, vom Betrug der Natur, von Hunger und Schmerz gezwungen, fortwährend als die derbste, unbestreitbarste Wirklichkeit ansehen und behandeln, ist uns die ewige Wahrheit umgekehrt nur als ein schöner Schein gegeben, und selbst dieser macht nur so viel sichtbar, als sterbliche Augen zu sehen vermögen, und dies ist nur der Saum ihres Kleides. Die Verneinung des Lebens, die Melancholie in Denjenigen, welche schaffend oder genießend nur für die Wonne der Kunst leben, braucht nicht mehr erwiesen zu werden.

Aber die Krone aller irdischen Wonnen, die Liebe! Ihr erster Aufschwung ist der über das Leben hinaus. Unwillkürlich bindet sich der Liebende durch seine Schwüre an die Ewigkeit, und weit entfernt, den gemeinen Proceß der Wirklichkeit, den die Natur mit seinen Gefühlen beabsichtigt, als den Zweck derselben anzuerkennen, hat er für diesen nur Verachtung und sucht einen höheren und süßeren in der Verneinung der Natur und des Lebens, im Wunsch für das Geliebte zu sterben. Wenn aber zulezt Mephisto immer Recht behält, wenn die Gefühle nur aufschäumen, um „ich will nicht sagen, wie, zu erden“,

dann ist der innigsten, seligsten Vereinigung nichts verwandter als der Tod. In der leidenschaftlichen Umarmung von Mann und Weib scheint sich der Ring des Weltprocesses für einen Augenblick zu vollenden, und ewig darin zu verharren, zu enden, nichts Anderes mehr zu erleben, ist der Schatten, den die flüchtig vorüberziehende Unendlichkeit auf das nur zu endliche und vergängliche Glück wirft.

Am wenigsten wird sich die irdische Wonne ihres eigentlichen Inhalts, der Abkehr vom Leben, der Verneinung der Welt bewußt, wenn sie als Jugend erscheint. Fröhliche Lieder im Munde über Berg und Thal ziehend, möchte der Jüngling vielmehr die ganze Welt zum Zeichen der Bejahung, der innigsten Uebereinstimmung mit ihr an sein übervolles Herz drücken. Mitleidig lächelnd sieht die Erfahrung auf dieses Glück; sie weiß, daß die Jugend ihren Zauber an den Dingen abfärbt und ihn für der Dinge eigenen Zauber hält. So knüpft sich an diese reinste Wonne die Beschämung, nur durch die mangelnde Erkenntniß möglich geworden zu sein, durch einen Mangel, den die heißkämpfende, rasch lebende Zeit stets ernster und strenger auszugleichen sucht: Immer mehr verkürzt sich die Jugendzeit.

In dem Maße jedoch, als es dem Menschen bewußt wird, daß nicht blos die Schmerzen, daß auch die Wonnen des Lebens sich gegen die Existenz der Welt sträuben, sie verneinen, über sie herausgreifen, bekümmert auch die harmlose Lyrik, die sich auf die Freuden des Frühlings, der Liebe u. s. w. beschränkt, einen metaphysischen Inhalt, falls sie überhaupt noch dem Bewußtsein und dem Bedürfniß der Zeit entsprechen soll. Um so näher würde es liegen, diesen Inhalt mit Absicht zu ergreifen oder mit andern Worten, zu contemplativer Lyrik gestimmt zu werden, welche statt von den Erscheinungen von ihrem problematischen Verhältniß zum heißen Verlangen der menschlichen Psyche nach Glück und Erkenntniß auf's Tiefste ergriffen wird.

Wie schon früher bemerkt, treibt die Lyrik in dieser ihr vom Zeitbewußtsein vorgezeichneten Richtung nur spärliche Blüthen, ungeachtet der sonst immensen Fruchtbarkeit auf ihrem Gebiete. Der Grund dafür, dem wir nun nach all dem Gesagten fest in's Auge schauen dürfen, ist der Theismus, nicht nur, wo er noch als jüdisch-christliche Vorstellung eines gütigen, extramundanen Welt schöpfers herrschend ist, sondern auch wo er sich geklärt zu haben glaubt, indem er sich zum Pantheismus erweiterte. Indien besitzt

eine unerschöpflich reiche contemplative Lyrik, weil die Art von Gottesbewußtsein, die es in seinem religiösen Glauben besitzt, von der Schöpfung der Welt in dem Grade losgelöst ist, daß die Welt vielmehr als das Erzeugniß eines bösen Zauberers erscheint, welches schon deshalb keine Wahrheit in sich schließen kann, und der Missionär dafür verhöhnt und verachtet wird, daß er diesen Complex von Bosheit, Leiden und Qualen als das gewollte Ergebnis eines allweisen und allgütigen Prinzips aufzufassen vermag.

Was dem Indier göttliches Prinzip ist, das trauert mit ihm selbst über die Existenz der Welt, dieser harten Züchtigung für ein unbekanntes Verbrechen. Dadurch werden die Wonnen der Erde, die, wie wir gesehen haben, auch für das allgemeine menschliche Empfinden eine Verneinung der Welt sind, in Widerspruch mit ihr treten und über sie hinausführen, zu einem Wesen zurückgeleitet, welches an der Existenz der Welt unschuldig ist. So ist derjenige nicht ganz unglücklich, der noch eine Mutter besitzt: sie kann nicht das Geringste an den Zuständen verändern, die ihn quälen, aber sie hat sie nicht verschuldet und es läßt sich an ihrem Halse weinen.

Raum besser als der theologische Theismus würde der Pantheismus bei den Indiern fahren, wenn wie

christliche, auch philosophische Missionäre zu ihnen drängen. Die Verschmelzung der Welt mit einem Gotte zu Einem und demselben Wesen, welches, weil die Welt in fortwährender Entwicklung begriffen ist, endlich die vollendete göttliche Welt darstellen wird, setzt einen constanten Optimismus voraus. Dieser ist zu dem bewußten oder unbewußten Betrug genöthigt, alles unmittelbare, individuelle Leben — und dies ist allein wirkliches Leben — im Molochdienst eines Begriffes der Zukunft hinzuschlachten. Alles wird sein! Und der zertretene Wurm, der sich in Martern gewaltsamen Todes windet, muß deshalb frohlocken! Und der Mensch mag sein Herz stückweise brechen lassen, er ist nur ein Theil der Menschheit und diese wird alle Herrlichkeit schauen. Zufällig ist es umgekehrt: ich bin nicht ein Theil der Menschheit, sondern die Menschheit ist ein Theil von mir, denn sie ist ein Begriff von mir und in Wahrheit und Wesenheit nichts weiter.

Der Optimismus, namentlich wie ihn der Panlogismus Hegel's begründete, ist die Zukunftsmusik der Philosophie, und welche rasende Narren die Zukunftsmusik auch erweckte, jeder Verständige weiß, daß sie Alles eher hat als eine Zukunft.

In der schönen Literatur hat der Optimismus

wohl noch laut genug schallende Nachklänge, aber kein schöpferisches Vermögen mehr. Wenn er noch hemmend und unterdrückend auf die coemplative Lyrik wirkt, die einzige, welche dem Zeitbewußtsein völlig entspreche, so trägt der mit ihm verbundene Theismus Schuld daran. Die Lyrik als Empfindungsvermögen der Zeit vermag nicht, ihren Widerspruch mit den wirklichen Erscheinungen zu bekennen: andererseits weiß sie nicht, wie sie ohne ihn mit der ewigen, geheimen grundlosen Freudigkeit des Menschenherzens, deren Ausdruck eben die Lyrik ist, fertig werden soll. Aber die Erkenntniß wird helfen, daß auch die Wonen der Erde so gut dem Pessimismus dienen wie der Schmerz, indem sie nicht minder als er die Verneinung des Willens zum Leben zu ihrem tiefsten Inhalt haben.

---

### Literarisches Verhältniß.

---

Philosophische Systeme in nuce — die Geschichte und die geistige Entwicklung aller Nationen und Epochen in einer Encyclopädie — die Gesamt-Literatur des deutschen Volkes in einem Band — das scheint den Gebildeten oder den nach Bildung Strebenden der heutigen Epoche das am meisten wünschenswerthe Ideal zu sein. Sonst wäre es auch gar nicht zu begreifen, warum unaufhörlich wie Woge auf Woge, wenn die Fluth am höchsten steigt, die literarischen Sammelwerke aller Arten und Formen auf einander folgen und einander zu gebären scheinen in unerschöpflicher Fülle. Vor Allem haben sich die Literaturgeschichten bereits zu einer so stattlichen Reihe herausgebildet, daß eine Literaturgeschichte der Literaturgeschichten schon kein allzu ferne liegender Gedanke